Die bernische Reformation 1528

Autor(en): **Feller, R.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 5

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634612

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Sie wäre sehr erstaunt gewesen, hätte man ihr erzählt, daß ihre schmale, weiße Hand die einer Despotin und vornehmen Egoistin sei und daß ihre Augen sich sehr herrisch auf denjenigen richten konnten, der anderer Meinung war als sie. Sie hätte es sich auch nie und nimmer zugegeben, daß sie an ihre eigene Unfehlbarkeit glaubte und ohne weiteres von allen ihr Unterstellten erwartete, daß auch sie diese Unfehlbarkeit anerkannten. Karoline Velusa sah sie als selbstverständlich an, der Kutscher Velusa erkannte sie als Tatsache, Ottilie darüber seufzend und klagend, und nur die kleine Rahel ließ sie nicht auf sich wirken, ahnungslos, daß mit jedem Ja und jedem Nein, an dem sich Adelines Willen hätte stoßen können, ihr wie den andern ein Strich aufs Kerbholz gesetzt worden wäre. Dennoch, vielleicht darum, entzückte das Kind seine Pflegemutter, und sie trachtete danach, es von seiner Mutter loszulösen, was auch ohnehin geschehen wäre.

Was Adeline Petitpierre nicht bewußt bezweckte, was aber in ihrem Despotismus unfehlbar mit der Zeit geschehen würde, das war, Rahels Persönlichkeit zu unterdrücken, ihre Selbständigkeit nicht zum Leben erwachen zu lassen, oder, wenn sie erwachte, sie unter die Füße zu treten. Noch half dem Kinde der Instinkt, noch half ihm der Glaube an die Wohlmeinenheit derer, die es betreuten, und der Umstand, daß sein Wollen und das seiner Pflegemutter noch nie ernstlich gegeneinander angerannt waren. Rahel bewunderte sie und fühlte, daß sie ihrer Mutter überlegen war, weshalb sie sich auch in allen Dingen, die nicht äußerlich waren, an Adeline wandte. In allen andern aber an ihre Mutter.

Karoline Velusa und Rahel Lenz standen einander feindlich gegenüber. Sie kämpften beide unbewußt um die Vorherrschaft in Adelines Gunst. Sie waren Rivalen, und das Kind empfand die Gegnerschaft als ungleich, da es sich schwach und klein dünkte. Die Frau aber sah tiefer und merkte, welchen Platz das reizvolle Kind bei ihrer Herrin einnahm. Sie versuchten es beide, das Kind unbewußt, die Frau bewußt, einander zu entwerten.

Velusa stand in heimlicher Schadenfreude dem Kinde bei im Kampfe gegen seine Frau. Er lehrte Rahel das, was ihm selbst das Interessanteste war, das Wissen über die Pferde, und sie gewöhnte sich eine richtige Pferdesprache an, die sie aber im Salon vor Frau Petitpierre nie gebrauchte, ihre Mutter aber gerne damit ängstigte.

„Laß das Tante Adeline nicht hören!“ Das war eine Bitte, die Rahel sehr oft zu hören bekam. Sie fragte ihre Mutter mit ungewollter Grausamkeit, warum sie die Stallwörter vor ihr zu sagen wage, nicht aber vor Tante Adeline.

„Weil sie reich ist und ich arm“, sagte Ottilie und fing an zu weinen. Rahel sah sie erstaunt an.

„Nein, darum nicht.“ Sie sah aus, als dächte sie über diese Frage nach und ließ später die groben Worte auch der Mutter gegenüber. Sie tat ihr leid.

„Erzähl' mir von meinem Vater“, bat Rahel eines Tages. „Ich habe doch einen Vater gehabt?“ Ottilie erzählte, und das Bild, das sie vor dem Kinde erstehen ließ, war das Idealbild, das sich die Braut von Brecht Lenz gemacht.

„Hat er Velusa ähnlich gesehen?“ fragte Rahel. Ottilie entsetzte sich und machte eine unwahre und groteske Schilderung des Lenz, so daß das Kind nicht wußte, ob es ihn unter die Engel versetzen sollte oder unter die Kunstreiter, die es einmal gesehen hatte, als sie vor dem weißen Hause tanzten. (Fortsetzung folgt.)

Niklaus Manuel als Maler der Totentanzbilder und Verfasser der Fastnachtspiele an der Kreuzgasse, ein einflußreicher Verfechter der Reformation.

Die bernische Reformation 1528.

Von Prof. Dr. R. Feller.

Es gehört zum Leben der Völker, daß aus äußerem Mißerfolg innerer Gewinn entspringt. So war es in der bernischen Reformation. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren die Schweizer ein kriegerisches und gefürchtetes Volk, das bei den Nachbarn für unbesiegbar galt. Sie wurden durch ihre Waffentaten zur Höhe einer Großmachtstellung emporgetragen, eroberten 1512 das Herzogtum Mailand und nahmen es unter ihren Schutz. In der Schlacht von Marignano 1515 büßten sie ihr Waffenglück ein und zogen sich aus der großen europäischen Politik zurück. Doch weiter rauschten die Söldnerzüge ins Ausland aus wirtschaftlicher Notwendigkeit und unbändigem Triebleben heraus. Es schien, als ob unser Volk Kraft und Tugend vergeudete und in den Tag hinein lebte.

Von den Kriegszügen goß sich ein Strom von Zügellosigkeit und Verwilderung in die Heimat. Die Bande der

Scheu, der Zucht und Sitte lockerten sich. In hohlem Prunk erglänzte das falsche Söldnerglück und verführte den großen

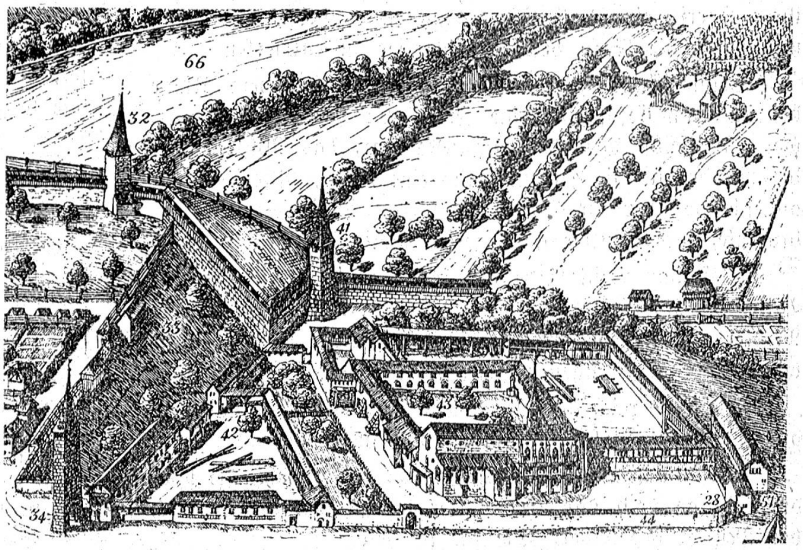
Haufen der Urteilslosen. Allgemein wirtschaftete man über seinen Stand hinaus und genoß in vollen Zügen die trügerische Gunst des Augenblicks. Was immer als Zeichen des Sittenverfalls gegolten hat, die Mädchen liefen den Buben nach, klagt Niklaus Manuel in einem seiner Gedichte. Die ehrbare Arbeit wurde verlacht und der schwachen Kraft der Frauen überlassen. Unsicherheit und Schuldenmachen erschütterten die Grundlagen des Daseins, während eine allgemeine wirtschaftliche Umwälzung die Preise steigerte und den Unterschied zwischen reich und arm verschärfte. Wer noch etwas Besonnenheit bewahrte, entsetzte sich und schaute nach heilsamen Abwehrkräften aus. Doch die Regierungen waren ohnmächtig gegen dieses Treiben; selbst die Kirche, sonst der Hort des Gewissens, versagte.

Durch ein Jahrtausend hatte die römische Kirche dank ihrer wohldurchdachten Lehre und Organisation die Christenheit geleitet und erzogen. Mit der Beichte hielt sie die Gemüter fest, mit der äußern Werkgerechtigkeit eröffnete sie dem Gläubigen den breiten Weg zum Heil. Nun aber war sie, durch die unbedingte Seelenbeherrschung verblendet und im Genuß ihres Reichtums erschlafft, um ihre alte Wachsamkeit und schöpferische Kraft gekommen. Durch den Ablaßhandel verflachte und veräußerlichte sie die Heilsgüter, indem sie den Sündenloskauf um Geld anbot. Nur noch äußere Gewohnheit, nicht tiefe Ueberzeugung fesselte die Gläubigen an sie. Neue geistige Mächte meldeten sich, der Humanismus, die wissenschaftliche Forschung, die mit dem Zweifel die alte Kirche anfochten, wohl den Geist befriedigten, das Gemüt aber darben ließen. Das Alte sank, das Neue meldete sich wie ein blutiges Morgenrot. In furchtbaren Erhebungen suchte sich die gedrückte Klasse der Bauern in Deutschland Luft zu verschaffen und warf die Gärung auch in die Schweiz. Da wie dort unterlag der Bauer und mußte sich fügen. Aus der Erschütterung aller sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Verhältnisse wurde die Reformation, die Verjüngung des Glaubens und der Sittlichkeit geboren.

Ihr Bahnbrecher in Deutschland ist Martin Luther. Er begann 1517 den Ablaß, diese Blöße der römischen Kirche zu bekämpfen und gelangte von da aus zur Verwerfung des ganzen Papsttums. Er schuf eine neue Heilslehre und eine neue kirchliche Gemeinschaft, die er auf die Heilige Schrift gründete. Es ist Luthers Tat, daß er den verschütteten Quell der Schrift aufdeckte und damit das Gewissen von den Satzungen Roms befreite.

Etwas später trat Huldreich Zwingli in Zürich auf. Von der Kanzel rief er der Erneuerung der häuslichen und öffentlichen Sitten, verdammte das Reislaufen als den Fluch des Schweizertums und pries das anspruchslose Ideal der friedlichen Arbeit und Genügsamkeit. Viele haßten oder liebten ihn zunächst als politischen Reformator. Erst später, um 1522, ging er auf die tiefste Not ein und bahnte mit der Glaubenserneuerung die Verjüngung von innen an. Nicht so schöpferisch und fruchtbar in der Bildung von Glaubenssätzen, dafür praktischer und gestaltungskräftiger als Luther errichtete er binnen kurzen Jahren, bis 1525, in Zürich eine reformierte Landeskirche, die er dem Papst entzog und unter den Schutz der Landesregierung, des Rats von Zürich, stellte. Manches an dieser Gründung war vorbildlich und wirkte nachmals auch auf Bern ein. Er überwand die alte Kluft zwischen Kirche und Staat, die bisher aneinander vorbei gearbeitet hatten, faßte sie eng zusammen und flößte damit dem Staate neues Leben ein. War Luther mehr weltabgewandter theologischer Forscher und Glaubenslehrer, so wurde Zwingli von Anfang an von einer starken politischen Leidenschaft auf staatliches Wirken hingewiesen. Sein Programm enthüllte sich letzten Endes als ein Versuch zur innern und äußern Umgestaltung der alten Eidgenossenschaft. Die reformierte Ueberzeugung war ihm der Hebel dazu.

Ebenso leidenschaftlich wandten sich die Innern Orte, die Länder am Vierwaldstättersee, gegen den kühnen Neuerer, der hochgemut und rücksichtslos mit aller Ueberlieferung brach. Sie stritten für den alten Glauben, für das Söldnertum, die alten Bräuche, die alte Eidgenossenschaft; sie stritten für das Erbe der Väter, auf dem die Ehrwürde und Weihe der Vergangenheit ruhte. Auch darum handelte es sich, ob der alte oder der reformierte Glaube



Das Predigerkloster.

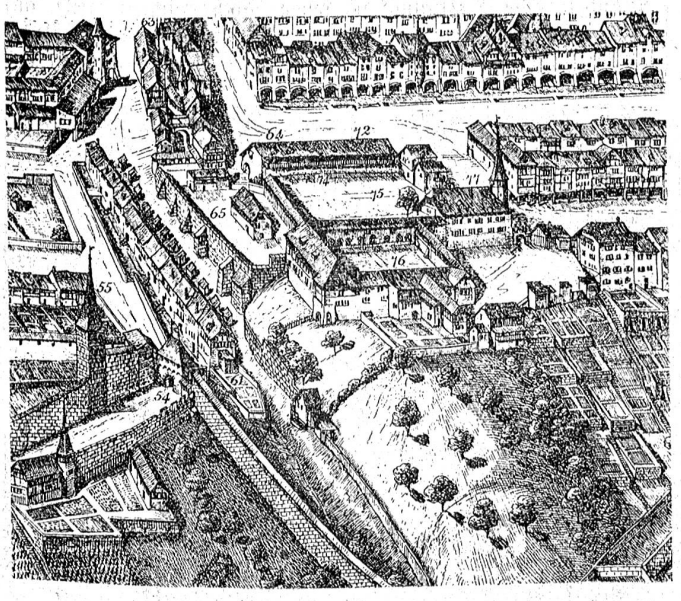
43: Klostergebäude mit Kirche. 44: Umfassungsmauer, auf deren Innenseite Niklaus Manuels Totentanz gemalt war. 42: Zeughaus. 34: Predigertor oder Wyberchefi. 33: Schneckenbrunngraben, heute Waisenhausplatz. 57. Kornhaus „auf dem Platz".

in den gemeinen Vogteien gelten sollte. Zweifelhaft war der Ausgang; die V Orte wiegten sich in der Hoffnung, entweder die Reformation in Zürich zu unterdrücken oder Zürich aus dem Bund zu drängen. Die Entscheidung lag bei Bern, dem größten, mächtigsten Ort der Eidgenossenschaft.

Die ersten Aeußerungen Berns waren für die Reformation nicht besonders ermutigend; denn eigentümlich kreuzten

Berchtold Haller von Rottweil im Schwarzwald, Leutpriester am Münster in Bern.

sich in Bern die Antriebe und Bedürfnisse von Staat und Religion. Schlicht und ohne Zweifel nahm das Volk den Glauben hin, weil es der Glaube verehrter Ahnen war. Der Berner tat, was die Kirche vorschrieb, empfing unbedenklich das Heil, das ihm geboten wurde, und verstrickte sich in angstvolle Wundersucht. Die Verderbnis der Kirche an Haupt und Gliedern focht ihn nicht an. Als Papst Alexander VI. 1501 einen Großablaß ausschrieb, lehnten alle Orte ab, von des Papstes greulichen Sachen verärgert; einzig Bern, allwegen päpstlicher Heiligkeit gläubig, nahm ihn an, erzählt der Chronist Anshelm. Man muß sich fragen, wie weit der religiöse Mensch im Berner erwacht war. Die ganze Lebensrichtung in Bern war schlicht und nüchtern, von den Bedürfnissen der Politik bestimmt, die Staatseinrichtung aristokratisch, indem die Stadt über das Land gebot. Das geistige Leben hielt sich unter dem, was man von Bern erwarten konnte.



Das Barfüßerkloster,
in dessen Kirche im Januar 1528 die Disputation abgehalten wurde. 76: das Klostergebäude. 77: Schule, Neubau von 1577 am Platz der alten Klosterkirche. 75: Kirchhof. 64 und 72: Anken- und Tuchlaube. 61: Gerberngasse. 54: Unteres Marzilitor. 55: Strecki, d. h. Folterturm.

Am wenigsten war die Geistlichkeit befähigt, das Geistige anzuregen und zu fördern. Sie besorgte rein äußerlich ihre Geschäfte, ließ sich dafür bezahlen und genoß im übrigen

Deutsch-Ordens Bruder.
Nach einem Bild im Historischen Museum in Bern.

das Leben, da sie sich eines großen und unabhängigen Kirchenbesitzes erfreute, der freilich einst zu edleren Zwecken gestiftet worden war. Dagegen verstand sie es, den bernischen Wunderglauben in Atem zu halten, so daß die Stadt der Schauplatz verschiedener Kirchenskandale wurde, von denen der Jetzerhandel mit seinem furchtbaren Ausgang weit über die Grenzen des Landes drang. Religiöses und politisches Verlangen schienen fest im Alten verwurzelt zu sein.

Aber wenn sich auch das bernische Gemüt an den Heilsspenden der Kirche ersättigte, so hatte doch der bernische Sinn für Zweckmäßigkeit die Unordnung in der Kirchenverwaltung schon lange nicht mehr ertragen. Nach mittelalterlicher Auffassung waren Unterricht, Armenpflege und Sittenzucht der Kirche überantwortet, der Staat von dieser Tätigkeit ausgeschlossen. Doch auch hier versagte die Kirche, und die geistlichen Oberhäupter, die Bischöfe von Konstanz und Lausanne, unter deren Sprengel das Bernbiet verteilt war, ließen die Dinge gehen, wenn nur ihre Einkünfte ungeschmälert flossen. Da griff die Staatsregierung, der Rat von Bern ein, sorgte für das Notwendige, übte strenge Strafgewalt gegen säumige und zuchtlose Priester, erließ Sittenmandate, ordnete Bitt- und Bußgänge an, verschaffte Ablaß vom Papst und übernahm eigentlich die Leitung der Kirche, ohne daß Rom dagegen Einspruch erhob, da sich Bern im übrigen einer musterhaften Gläubigkeit befliß. Der Rat gelangte ungewollt zu einem Staatskirchentum, das die alten Dogmen nicht nur achtete, sondern beschützte. Aber für die Kirche sollte es sich doch als gefährlich erweisen, daß der Rat von Bern überhaupt dazu kam, die Angelegenheiten der Religion zu handhaben und zu entscheiden. So war die Lage, als der neue Geist Einlaß heischte.

*

Kein Großer von der überwältigenden Geistesmacht und Willenkraft Zwinglis erhob in Bern die Stimme für den gereinigten Glauben. Der Vortritt im anhebenden Kampfe fiel einem schlichten, treuen Manne zu, Berchtold Haller von Rottweil im Schwarzwald, Leutpriester am Münster. Von Zwingli angeregt und beraten, begann er um 1522 sachte von der evangelischen Wahrheit zu reden. Die kräftigsten und bestimmenden Züge empfing der bernische Glaubensstreit vom Welt-

kind Niklaus Manuel. Von südlicher Abkunft, vielseitig angeregt, aber der Zeitbildung nur unvollständig teilhaftig, durchdrang er seine Feuerseele mit der neuerstandenen Heilslehre. Da er mit seiner gescheiten, heitern und tüchtigen Art gewohnt war, Abwechslung in den nüchternen bernischen Alltag zu bringen, so gab es in der Stadt einen großen Kreis, der nur darauf wartete, was Manuel zu einer Sache sagte. So war es auch in der Reformation. Er diente ihr zuerst mit der Feder, später als Soldat und Staatsmann. Er ließ seit 1523 seine kecken Schauspiele auf der Kreuzgasse zu Bern aufführen, die rücksichtslos mit der alten Kirche ins Gericht gingen, mit einem Wagemut, der aufs Ganze ging.

Damit war der Streit entfesselt. Er überraschte Bern mit einem durchschnittlichen Staatspersonal, das wohl gewohnt war, die Irrgänge der Außenpolitik zu verfolgen, die Fieberschauer des Söldnertums zu dämpfen und den Staat geradehin zu verwalten, aber einer geistigen Bewegung ratlos gegenüber stand. Der Rat wollte sie abbiegen und vergriff sich in den Mitteln. Das erste bernische Reformationsmandat von 1523 besagte, es dürfe in der bernischen Kirche nur nach der Heiligen Schrift gepredigt werden, wobei der Rat im Irrtum befangen war, daß der katholische Gottesdienst sich rein nach der Schrift richtete. In Wirklichkeit hatte der Rat im Mandat den Grundsatz der Reformation verkündet und ihr damit unbewußt den Weg bereitet. Von da an folgten sich die Glaubensmandate von Jahr zu Jahr, bald einen Schritt vorwärts, bald einen zurück, das Auf und Nieder der Parteien widerspiegelnd. Die Reformation wirkte in Bern als Ueberraschung; sie kam den einen als bang erhoffte Erfüllung, den andern als lang gefürchtetes Gericht. Es war ein wirres Geflecht von lautern und eigensüchtigen Trieben, durch das sich das Wort der Bibel mühsam Bahn suchen mußte. Es ist bezeichnend, daß dabei die Stimme der alten Kirche kaum noch gehört wurde. Weltlich geartete Interessen rangen miteinander.

Es brachte einen mächtigen Anhang gegen die Reformation in Bewegung, als man erkannte, sie sei das Ende der fremden Jahrgelder und des Söldnerdienstes. Auf der andern Seite wurde deutlich durchgefühlt, daß ein Sieg der Reformation den drängenden bernischen Staatsgedanken kräftig fördern müsse. So schwer es auch hält, das Maßgebende in dem Meinungskampf heraus zu finden, so darf doch gesagt werden, daß nicht ein äußeres, sondern ein inneres Bedürfnis den Ausschlag gab. Jenes Wort des ersten Mandates, daß die Heilige Schrift das Richtmaß des Glaubens sein solle, ließ sich nicht mehr zurücknehmen, wenn schon das zweite Mandat zur Genugtuung der Altgesinnten 1524 befahl, es dürfe nur gepredigt werden, was die römische Kirche billige. Die ersten deutschen Bibeln durchs Land; sie wurden begierig gelesen und gedeutet. Es wirkte mit der Wucht einer erschütternden Enthüllung, daß sich Gottes Wort und Menschengewissen zum erstenmal unmittelbar zusammenfanden, nachdem bisher die Kirche zwischen beiden vermittelt hatte. Man darf vermuten, daß dieses innere Licht von keiner Gewalt mehr hätte erstickt werden können.

Aber langsam nur brach sich die Erkenntnis durch das Dunkel des bernischen Volksempfindens Bahn. Stadt und Land entzweiten sich darüber. Während die geweckten und tätigen Bürgerkreise der Stadt entschlossen waren, die äußersten Folgerungen zu ziehen und mit Rom zu brechen, nahm zwar das Landvolk das lautere Gotteswort nicht minder eifrig an, hielt aber an der überlieferten Kirchenordnung, an Messe, Heiligenverehrung und Ehelosigkeit der Priester fest. So konnten beide schweizerischen Glaubensparteien noch lang auf Bern hoffen; die Furcht vor der innern Entzweiung schien die Katholiken zu begünstigen. Um aller Unruhe zu entrinnen, leisteten Rat von Bern und Abgeordnete der Aemter am Pfingstmontag 1526 in Gegenwart von Gesandten aus den V Orten einander den Schwur auf den alten Glauben. (Schluß folgt.)

„Knall-Menschen" und Papuas auf Neuguinea.

(Schluß.)

Alle diese Feste gleichen einander, nur die Dema-Figuren wechseln. Alle haben einen Sinn: sie erinnern entweder an die Entstehung des Menschen, der Pflanzen, bestimmter Tiere, des Feuers, des Wassers usw. Sie haben jedoch oft auch den Sinn von Fruchtbarkeitsriten, dienen der Gesundheit, oder sollen vor Krankheiten feien.

Alle sind für uns hochinteressant, und es sei hier als Beispiel nacherzählt, wie Wirz den Feuer-Ritus und den Feuer-Dema kennen lernte.

Im Stranddorf Wanme beobachtete der Forscher ein Fest, das wie oben geschildert verlief und bei dem der Rapadema (= Feuerdema) auftrat. Wirz wollte der Sache auf den Grund gehen und vernahm schließlich von einem getreuen Jungen, dieser wisse selber nichts Bestimmtes, jedoch befinde sich in der Nähe des Dorfes ein eingezäunter Platz, worin ein Häuschen stehe, in welchem der Rapa-Dema (der eigentliche Dämon, nicht der Mensch, der ihn beim Feste darstellte) wohne. Es sei lebensgefährlich, sich dem Orte zu nähern und den Dema zu stören. „In der Dämmerung machte ich mich auf. Meinem Jungen sagte ich, daß ich nach dem Boot gehe, schlug aber statt dessen den Weg nach dem Busch ein, den mir Piaring deutlich beschrieben hatte. Ich überschritt das Flüßchen Sendar, fand richtig den großen Bambusbusch, den Piaring erwähnt hatte und schlug mich in der von ihm bezeichneten Richtung durch den Busch, der nirgends eine Spur von einem Pfad oder von Begangensein verriet. Alsbald befand ich mich vor einem etwa 2 Meter hohen Zaun, der einen rechteckigen Platz von 3—400 Quadratmetern umschloß und erblickte im Innern die hohe, aber kleine, schmale Hütte, die jedoch nirgends einen Zugang besaß. Ich zögerte und lauschte, ob nicht ein menschliches Wesen in der Nähe, oder mir nachgeschlichen sei. Auch konnte der Verdacht nicht ausbleiben, wenn man nachträglich die Spuren im Busch und im Innern finden würde. Die Männer würden zweifellos keinen Spaß verstehen und hinterrücks Rache an mir nehmen. Der Morgen brach an, Zeit war nicht zu verlieren, und ... entschlossen kletterte ich über den von rohen Baumstämmchen und Aestchen verfertigten Zaun — jetzt befand ich mich vor dem Geisterhaus!

Nirgends war in den aus Sagoblattrippen verfertigten Wänden eine Oeffnung zu sehen, doch reichten diese auf allen vier Seiten nicht ganz bis zum Boden herab. Unter ihnen mußte man durchkriechen, um ins Innere zu gelangen,

Bei den Papuas. Flechten der Haarverlängerungen in Saguée.